

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Yael Hedaya
Alles bestens

Roman

*Aus dem Hebräischen von
Ruth Melcer*

Diogenes

Das Original erschien 1997 bei
Am Oved Publishers Ltd., Tel Aviv, unter dem Titel
»Mis'chak ha'oscher« im Band »Schloscha sippurej ahawa«
Copyright © 1997 by Yael Hedaya
Umschlagillustration: Geoff McFetridge, »Put on«, 2008
Copyright © Geoff McFetridge
Foto: Champion Graphics, Los Angeles

Für meinen Vater

Deutsche Erstausgabe

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Copyright © 2013

Diogenes Verlag AG Zürich

www.diogenes.ch

60/13/8/1

ISBN 978 3 257 30014 7

Kurz nachdem er gegangen war, geschah etwas Merkwürdiges: Hunderte schwarzer Vögel flogen aus dem Nirgendwo herbei, stürzten sich auf die alte Palme vor meinem Haus und vertilgten die Datteln, die in Büscheln herabhingen – die Datteln, von denen er gesagt hatte, man müsse sie herunterholen, weil das dem Baum nicht guttue, sie würden ihn belasten, ihn erdrücken und langsam, aber sicher umbringen.

Wir standen, an die steinerne Brüstung gelehnt, auf dem Balkon und beobachteten die Passanten. Wir beobachteten die Autos, die in die Straße einbogen und dann hinter der Kurve verschwanden, wir betrachteten das gegenüberliegende Gebäude mit den offenen Fenstern und den Balkonen, und wir betrachteten die Palme. Wir sahen uns alles an, was es anzusehen gab, um nur ja nicht einander anzusehen.

Wir hatten soeben aufgehört zu streiten. Unser erster Streit. Ich hatte ihn begonnen und ihn vorwiegend allein ausgefochten. Nathan hatte geschwiegen und nur etwas gemurmelt, wenn ich etwas sagte, was seiner Ansicht nach nicht ganz stimmte oder besonders beleidigend war. Aber es war mehr ein Vor-sich-hin-Brummeln als ein Murmeln, etwas Undeutliches, das er zum

Fußboden hin sagte, den Mund voller Speichelbläschen und stiller Tatsachen.

Ich hätte nie gedacht, dass so etwas in mir steckte, eine anklagende und hysterische Frau, die die Hände in die Hüften stemmt, wenn sie sich in Vorwürfen ergeht, aber als ich vor Nathan gestanden hatte, der auf dem Sofa hockte und die Steinplatten anbrummelte, waren meine Hände plötzlich auf meinen Hüften gelandet und wie Saugnäpfe haften geblieben. Es war, als wären mir kleine Flügel gewachsen, die es mir ermöglichten, abzuheben und mit dem Streit an einen anderen, einen höheren und kultivierteren Ort zu gelangen. Zumindest hatte es sich so angefühlt, als ich, die Hände in die Hüften gestemmt, mitten im Raum gestanden und versucht hatte, unsere Beziehung zu retten.

Jetzt standen wir auf dem Balkon und schauten hinter uns auf die Straße. Ich fragte, ob ich eine Wassermelone aufschneiden sollte, und Nathan nickte. Also ging ich in die Küche und holte die Wassermelone aus dem Kühlschrank. Ich halbierte sie, schnitt eine der Hälften in große Würfel, richtete diese auf einem Teller an und steckte in die obersten beiden Würfel je eine Gabel. Diesmal hatte ich eine süße Wassermelone erwischt, was ich als gutes Zeichen wertete. Ich wusste nicht so recht, wie man sich nach einem Streit fühlen sollte; für uns war es der erste gewesen und zugleich auch der letzte. Ich stellte den Teller zwischen uns auf die Brüstung, und wir aßen schweigend, den Blick auf die Straße gerichtet, bis Nathan meine Aufmerksamkeit auf die überfrachtete Palme lenkte.

Mit der Gabel auf den Baum deutend, sagte er, den Mund voller Saft: »Wird langsam Zeit, diese Datteln runterzuholen.«

Ich fragte, weshalb, und er erklärte, sie würden den Baum belasten.

Ich wollte nicht über den Baum reden. Ich wollte über unsere Beziehung reden. Aber alles, was ich zu sagen hatte, hatte ich bereits gesagt, und da stand ich nun auf dem Balkon, aß Wassermelone, führte eine höfliche Unterhaltung über den armen Baum und wusste, es war aussichtslos.

»Wenn man die Datteln nicht runterholt, geht der Baum ein«, sagte Nathan.

»Und was jetzt?«, fragte ich, und er antwortete: »Nichts. Es ist aussichtslos.«

Der Teller war inzwischen leergegessen, und ich brachte ihn in die Küche. Ich stellte ihn in die Spüle und drehte den Wasserhahn auf; während das Wasser lief, versuchte ich fieberhaft, mir etwas auszudenken, vielleicht fiel mir ja doch noch etwas ein. Als ich wieder auf den Balkon hinaustrat, hatte Nathan der Straße bereits den Rücken zugekehrt. Er zerbröselte vertrocknete Geranienblätter, die er aus einem der Blumenkästen abgezapft hatte.

Ich fragte, ob ich noch mehr Wassermelone aufschneiden solle. Er lehnte ab. Ich wusste, dass dies unsere letzten gemeinsamen Minuten waren, und wollte Zeit gewinnen. Das sei ein Problem, sagte ich, es sei noch recht viel übrig, noch eine ganze Hälfte, doch er gab zurück, er habe sowieso schon zu viel gegessen, er denke, er

werde jetzt gehen. Ich fragte, ob es das gewesen sei. Er sagte: »Ja.« Und einen Moment später: »Also, ich geh' dann mal.« Und ich: »Ja.« Daraufhin warf er eine Handvoll zerbröselter Geranienblätter auf die Straße, rieb die Handflächen aneinander und verkündete: »Ich gehe.« Ich dachte: Das Letzte, was wir zusammen gemacht haben, war, Wassermelone zu essen.

An der Tür sagte er, es tue ihm leid.

»Tut mir leid, dass es so sein muss«, meinte er, und ich erklärte, er lasse mir keine andere Wahl. Er legte mir eine Hand auf die Schulter und sagte, er verstehe nicht, weshalb, und ich sagte: »Es geht nicht anders.« Er wiederholte noch einmal, dass er es bedaure, nahm die Hand von meiner Schulter, fuhr mit den Fingern über meinen Arm und sah mich traurig an. Ich schloss die Tür hinter ihm, und als ich den Schlüssel im Schloss umdrehte, hörte ich seine schweren Schritte auf der Treppe und kurz darauf die Eingangstür, die ins Schloss fiel. Als ich in die Küche ging, lag da noch immer die halbe Wassermelone auf der Arbeitsplatte. Ich wickelte sie in eine Plastiktüte und legte sie in den Kühlschrank, und ich wusste: In ein paar Tagen würde ich sie herausnehmen und mitsamt der Tüte in den Mülleimer werfen.

Dann trat ich wieder hinaus auf den Balkon. Ich lehnte mich an die Brüstung und schaute hinunter auf die Straße, die völlig anders aussah als vor ein paar Minuten, obwohl sich nichts geändert hatte. Ich beobachtete die Autos, die in die Straße einbogen und hinter der Kurve verschwanden, dann betrachtete ich das gegen-

überliegende Gebäude mit den offenen Fenstern und Balkonen und anschließend noch einmal die Palme – und da kamen die Vögel. Sie verdunkelten den Himmel, ließen sich aufgeregt kreischend auf Antennen und Baumwipfeln nieder und sandten einander Befehle, und dann scharten sie sich in schwarzen Massen auf der Palme und hackten und hieben auf die Datteln ein, bis sie sie vertilgt hatten.

Urplötzlich verschwanden sie wieder, aber man konnte unmöglich wissen, ob die Palme nun erleichtert war. Die trockenen gelben Wedel hoben sich nicht vor Dankbarkeit über die Befreiung, und der gebogene Stamm wurde nicht wieder gerade, nachdem die Vögel den Baum, hysterisch mit den Flügel schlagend, massenvergewaltigt hatten. Ich dachte: Schade, dass Nathan das nicht miterlebt hat. Zu schade, dass er das Ganze hier so knapp verpasst hat. Ich ging wieder hinein, schloss die Balkontür, die Fenster und die Rollläden und sagte mir: Es ist vorbei. Ich habe einen Schnitt gemacht. Jetzt fängt das Leben von vorn an. Dann warf ich mich aufs Sofa und schluchzte los. Das Telefon klingelte, aber ich nahm nicht ab. Ich zählte vier Klingeltöne, dann sprang der Anrufbeantworter an. Meine Eltern luden mich für Samstag zum Mittagessen ein.

2

Nathan hatte ich im Jahr zuvor auf einer Purim-Party kennengelernt. Seine Kopfbedeckung wies ihn als Nar-

9

ren aus. Kein bunter Kartonkegel aus dem Spielzeugladen, sondern eine richtige Narrenkappe aus buntem Stoff, mit Hörnern und silbernen Glöckchen daran. Irrendwie rührend und kindisch zugleich.

Purim hin oder her, ich hatte mich nicht verkleidet, weil mir nichts einfiel, was ich an dem Abend wirklich hätte sein wollen – außer glücklicher. Ich war dreißig und wollte verliebt sein, ich wollte Selbstvertrauen besitzen und innere Ruhe. Für mich bestand die perfekte Kostümierung für eine Frau, die all diese Dinge in sich vereinigte, darin, so zu gehen, wie sie war. In gewisser Weise hatte ich mich also durchaus verkleidet.